
Prüfungsteilnehmer

Prüfungstermin

Einzelprüfungsnummer

Kennzahl: _____

Kennwort: _____

Arbeitsplatz-Nr.: _____

**Herbst
2012**

62315

**Erste Staatsprüfung für ein Lehramt an öffentlichen Schulen
— Prüfungsaufgaben —**

Fach: Deutsch (vertieft studiert)

Einzelprüfung: Neuere Deut. Lit. - Erstes Nebeng.

Anzahl der gestellten Themen (Aufgaben): 8

Anzahl der Druckseiten dieser Vorlage: 14

Bitte wenden!

Thema Nr. 1

Stellen Sie dar, welche Rolle in der Lyrik des Barock Tod und Krieg spielen!

Erläutern Sie, wie sich die Lyrik mit diesen Themen auseinandersetzt, zeigen Sie dabei die besondere Rolle der Religion auf!

Thema Nr. 2

Analysieren Sie Klopstocks „Fahrt auf der Zürcher See“ und ordnen Sie sie in den literaturgeschichtlichen Kontext des 18. Jahrhunderts ein!

Fortsetzung nächste Seite!

Fahrt auf der Zürcher See

Schön ist, Mutter Natur, deiner Erfindung Pracht,
Auf die Fluhren verstreut; schöner ein froh Gesichte
Das den großen Gedanken
Deiner Schöpfung noch einmal denkt.

Von der schimmernden See weinvollen Ufer her,
Oder, flohest du schon wieder zum Himmel auf,
Komm im röthenden Strale,
Auf den Flügeln der Abendluft;

Komm', und lehre mein Lied jugendlich heiter seyn,
Süße Freude, wie du! gleich dem aufwallenden
Vollen Jauchzen des Jüngelings!
Sanft, der fühlenden Sch--inn gleich.

Schon lag hinter uns weit Uto, an dessen Fuß
Zürch in ruhigem Thal freye Bewohner nährt;
Schon war manches Gebirge
Voll von Reben vorbey geflohn;

Jetzt entwölkte sich fern silberner Alpen Höh;
Und der Jünglinge Herz schlug schon empfindender;
Schon verrieth es beredter
Sich der schönen Begleiterinn.

Hallers Doris sang uns selber des Liedes Werth,
Hirzels Daphne, den Kleist zärtlich, wie Gleimen, liebt;
Und wir Jünglinge sangen,
Und empfanden wie Hagedorn.

Jetzt empfing uns die Au' in die beschattenden
Kühlen Arme des Walds, welcher die Insel krönt:
Da, da kamst du, o Freude!
Ganz in vollem Maaß über uns.

Göttin Freude! du selbst! dich, dich empfanden wir!
Ja, du warest es selbst, Schwester der Menschlichkeit,
Deiner Unschuld Gespielin,
Die sich über uns ganz ergoß!

Süß ist, frölicher Lenz, deiner Begeisterung Hauch,
Wenn die Flur dir gebiert, wenn sich dein Odem sanft
In der Jünglinge Seufzer,
Und ins Herze der Mädchen gießt.

Durch dich wird das Gefühl jauchzender, durch dich steigt
Jede blühende Brust schöner und bebender,
Durch dich reden die Lippen
Der verstummenden Liebe laut!

Fortsetzung nächste Seite!

Lieulich winket der Wein, wenn er Empfindungen,
Wenn er sanftere Lust, wenn er Gedanken winkt,
Im Sokratischen Becher
Von der thauenden Ros' umkränzt;

Wenn er, an das Herz dringt, und zu Entschließungen,
Die der Säufer verkennt, jeden Gedanken wekt,
Wenn er lehrt verachten,
Was des Weisen nicht würdig ist.

Reizend klinget des Ruhms lockender Silberton,
In das schlagende Herz, und die Unsterblichkeit,
Ist ein großer Gedanke,
Ist des Schweißes der Edlen werth.

Durch der Lieder Gewalt bey der Urenkelin
Sohn und Tochter noch seyn; mit der Entzückung Ton,
Oft beyrn Namen genennet,
Oft gerufen vom Grabe her;

Da ihr sanfteres Herz bilden, und, Liebe, dich,
Fromme Tugend, dich auch genießen ins sanfte Herz,
Ist, beyrn Himmel! nicht wenig!
Ist des Schweißes der Edlen werth.

Aber süßer ists noch, schöner, und reizender,
In dem Arme des Freunds wissen, ein Freund zu seyn!
So das Leben genießen,
Nicht unwürdig der Ewigkeit!

Treuer Zärtlichkeit voll in den Umschattungen,
In den Lüften des Walds, und mit gesenkten Blick,
Auf die silbernen Wellen,
That mein Herz den frommen Wunsch:

Möchtet ihr auch hier seyn, die ihr mich ferne liebt,
In des Vaterlands Schoos einsam von mir verstreut,
Die in seligen Stunden
Meine suchende Seele fand.

O! so wolten wir hier Hütten der Freundschaft bau'n,
Ewig wohnten wir hier, ewig! wir nannten dann
Jenen Schattenwald, Tempe,
Diese Thäler, Elysium.

Thema Nr. 3

Interpretieren Sie den folgenden Text aus Wilhelm Heinrich Wackenroders und Ludwig Tiecks „Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders“!

Von zwei wunderbaren Sprachen und deren geheimnisvoller Kraft

Die Sprache der Worte ist eine große Gabe des Himmels, und es war eine ewige Wohltat des Schöpfers, daß er die Zunge des ersten Menschen löste, damit er alle Dinge, die der Höchste um ihn her in die Welt gesetzt, und alle geistigen Bilder, die er in seine Seele gelegt hatte, nennen, und seinen Geist in dem mannigfaltigen Spiele mit diesem Reichtum von Namen üben konnte.

Durch Worte herrschen wir über den ganzen Erdkreis; durch Worte erhandeln wir uns mit leichter Mühe alle Schätze der Erde. Nur das Unsichtbare, das über uns schwebt, ziehen Worte nicht in unser Gemüt herab.

Die irdischen Dinge haben wir in unsrer Hand, wenn wir ihre Namen aussprechen; - aber wenn wir die Allgüte Gottes oder die Tugend der Heiligen nennen hören, welches doch Gegenstände sind, die unser ganzes Wesen ergreifen sollten, so wird allein unser Ohr mit leeren Schallen gefüllt und unser Geist nicht, wie es sollte, erhoben.

Ich kenne aber zwei wunderbare Sprachen, durch welche der Schöpfer den Menschen vergönnt hat, die himmlischen Dinge in ganzer Macht, soviel es nämlich (um nicht verwegen zu sprechen) sterblichen Geschöpfen möglich ist, zu fassen und zu begreifen. Sie kommen durch ganz andere Wege zu unserm Inneren, als durch die Hülfe der Worte; sie bewegen auf einmal, auf eine wunderbare Weise, unser ganzes Wesen und drängen sich in jede Nerve und jeden Blutstropfen, der uns angehört. Die eine dieser wundervollen Sprachen redet nur Gott; die andere reden nur wenige Auserwählte unter den Menschen, die er zu seinen Lieblingen gesalbt hat. Ich meine: die Natur und die Kunst. - Seit meiner frühen Jugend her, da ich den Gott der Menschen zuerst aus den uralten heiligen Büchern unserer Religion kennenlernte, war mir die Natur immer das gründlichste und deutlichste Erklärungsbuch über sein Wesen und seine Eigenschaften. Das Säuseln in den Wipfeln des Waldes, und das Rollen des Donners, haben mir geheimnisvolle Dinge von ihm erzählt, die ich in Worten nicht aufsetzen kann. Ein schönes Tal, von abenteuerlichen Felsengestalten umschlossen, oder ein glatter Fluß, worin gebeugte Bäume sich spiegeln, oder eine heitere grüne Wiese von dem blauen Himmel beschieden, - ach diese Dinge haben in meinem inneren Gemüte mehr wunderbare Regungen zuwege gebracht, haben meinen Geist von der Allmacht und Allgüte Gottes inniger erfüllt, und meine ganze Seele weit mehr gereinigt und erhoben, als es je die Sprache der Worte vermag. Sie ist, dünkt mich, ein allzu irdisches und grobes Werkzeug, um das Unkörperliche, wie das Körperliche, damit zu handhaben.

Fortsetzung nächste Seite!

Ich finde hier einen großen Anlaß, die Macht und Güte des Schöpfers zu preisen. Er hat um uns Menschen eine unendliche Menge von Dingen umhergestellt, wovon jedes ein anderes Wesen hat, und wovon wir keines verstehen und begreifen. Wir wissen nicht, was ein Baum ist; nicht, was eine Wiese, nicht, was ein Felsen ist; wir können nicht in unsrer Sprache mit ihnen reden; wir verstehen nur uns untereinander. Und dennoch hat der Schöpfer in das Menschenherz eine solche wunderbare Sympathie zu diesen Dingen gelegt, daß sie demselben, auf unbekanntem Wegen, Gefühle oder Gesinnungen, oder wie man es nennen mag, zuführen, welche wir nie durch die abgemessensten Worte erlangen.

Die Weltweisen sind, aus einem an sich löblichen Eifer für die Wahrheit, irregegangen; sie haben die Geheimnisse des Himmels aufdecken und unter die irdischen Dinge in irdische Beleuchtung stellen wollen, und die dunkeln Gefühle von denselben, mit kühner Verfechtung ihres Rechtes, aus ihrer Brust verstoßen. - Vermag der schwache Mensch die Geheimnisse des Himmels aufzuhellen? Glaubte er verwegene Licht zu ziehen zu können, was Gott mit seiner Hand bedeckt? Darf er wohl die dunkeln Gefühle, welche wie verhüllte Engel zu uns herniedersteigen, hochmütig von sich weisen? - Ich ehre sie in tiefer Demut; denn es ist große Gnade von Gott, daß er uns diese echten Zeugen der Wahrheit herabsendet. Ich falte die Hände und bete an. -

Die Kunst ist eine Sprache ganz anderer Art als die Natur; aber auch ihr ist, durch ähnliche dunkle und geheime Wege, eine wunderbare Kraft auf das Herz des Menschen eigen. Sie redet durch Bilder der Menschen und bedient sich also einer Hieroglyphenschrift, deren Zeichen wir dem Äußern nach kennen und verstehen. Aber sie schmelzt das Geistige und Unsinnliche, auf eine so rührende und bewundernswürdige Weise, in die sichtbaren Gestalten hinein, daß wiederum unser ganzes Wesen und alles, was an uns ist, von Grund auf bewegt und erschüttert wird.

Manche Gemälde aus der Leidensgeschichte Christi, oder von unsrer heiligen Jungfrau, oder aus der Geschichte der Heiligen, haben, ich darf es wohl sagen, mein Gemüt mehr gesäubert und meinem inneren Sinne tugendeligere Gesinnungen eingeblöset als Systeme der Moral und geistliche Betrachtungen. Ich denke unter andern noch mit Inbrunst an ein über alles herrlich gemaltes Bild unsers heiligen Sebastian, wie er nackt an einen Baum gebunden steht, ein Engel ihm die Pfeile aus der Brust zieht und ein anderer Engel vom Himmel einen Blumenkranz für sein Haupt bringt. Diesem Gemälde verdanke ich sehr eindringliche und haftende christliche Gesinnungen, und ich kann mir jetzt kaum dasselbe lebhaft vorstellen, ohne daß mir die Tränen in die Augen kommen.

Fortsetzung nächste Seite!

Die Lehren der Weisen setzen nur unser Gehirn, nur die eine Hälfte unseres Selbst, in Bewegung; aber die zwei wunderbaren Sprachen, deren Kraft ich hier verkündige, rühren unsere Sinne sowohl als unsern Geist; oder vielmehr scheinen dabei (wie ich es nicht anders ausdrücken kann) alle Teile unsers (uns unbegreiflichen) Wesens zu einem einzigen, neuen Organ zusammenschmelzen, welches die himmlischen Wunder, auf diesem zwiefachen Wege, faßt und begreift.

Die eine der Sprachen, welche der Höchste selber von Ewigkeit zu Ewigkeit fortredet, die ewig lebendige, unendliche Natur, zieht uns durch die weiten Räume der Lüfte unmittelbar zu der Gottheit hinauf. Die Kunst aber, die durch sinnreiche Zusammensetzungen von gefärbter Erde und etwas Feuchtigkeit, die menschliche Gestalt in einem engen, begrenzten Räume, nach innerer Vollendung strebend, nachahmt (eine Art von Schöpfung, wie sie sterblichen Wesen hervorzubringen vergönnt ward) - sie schließt uns die Schätze in der menschlichen Brust auf, richtet unsern Blick in unser Inneres, und zeigt uns das Unsichtbare, ich meine alles was edel, groß und göttlich ist, in menschlicher Gestalt. -

Wenn ich aus dem gottgeweihten Tempel unsers Klosters von der Betrachtung Christi am Kreuz, ins Freie hinaustrete, und der Sonnenschein vom blauen Himmel mich warm und lebendig umfängt, und die schöne Landschaft mit Bergen, Gewässer und Bäumen mein Auge rührt; so sehe ich eine eigene Welt Gottes vor mir hervorgehen, und fühle auf eigene Weise große Dinge in meinem Inneren sich erheben. - Und wenn ich aus dem Freien wieder in den Tempel trete, und das Gemälde von Christo am Kreuze mit Ernst und Innigkeit betrachte; so sehe ich wiederum eine andre ganz eigene Welt Gottes vor mir hervorgehen und fühle auf andre, eigene Weise sich große Dinge in meinem Inneren erheben. -

Die Kunst stellet uns die höchste menschliche Vollendung dar. Die Natur, soviel davon ein sterbliches Auge sieht, gleicht abgebrochenen Orakelsprüchen aus dem Munde der Gottheit. Ist es aber erlaubt, also von dergleichen Dingen zu reden, so möchte man vielleicht sagen, daß Gott wohl die ganze Natur oder die ganze Welt auf ähnliche Art, wie wir ein Kunstwerk, ansehen möge.

Aus: Wilhelm Wackenroder: Werke und Briefe. Berlin und München 1984.

Thema Nr. 4

Stellen Sie Entwicklungen der Ballade im 19. Jahrhundert dar!

Thema Nr. 5

Hugo von Hofmannsthals (1874-1929) lyrisches Drama „Der Tor und der Tod“ von 1893 beginnt mit dem folgenden Monolog Claudios. Analysieren Sie die sprachliche Gestaltung des Textes, entwerfen Sie eine Charakterisierung der Figur und stellen Sie den Text in den Zusammenhang der Literatur der Jahrhundertwende um 1900!

- Studierzimmer des Claudio, im Empiregeschmack. Im Hintergrund links und rechts große Fenster, in der Mitte eine Glastüre auf den Balkon hinaus, von dem eine hängende Holzterrasse in den Garten führt. Links eine weiße Flügeltür, rechts eine gleiche nach dem Schlafzimmer, mit einem grünen Samtvorhang geschlossen.
- 5 Am Fenster links steht ein Schreibtisch, davor ein Lehnstuhl. An den Pfeilern Glaskasten mit Altertüchern. An der Wand rechts eine gotische, dunkle, geschnitzte Truhe; darüber altertümliche Musikinstrumente. Ein fast schwarz gedunkeltes Bild eines italienischen Meisters. Der Grundton der Tapete licht, fast weiß, mit Stukkatur und Gold.
- 10 CLAUDIO allein. Er sitzt am Fenster. Abendsonne.
Die letzten Berge liegen nun im Glanz,
In feuchten Schmelz durchsonnter Luft gewandet.
Es schwebt ein Alabasterwolkenkranz
Zuhöchst, mit grauen Schatten, goldumrandet:
- 15 So malen Meister von den frühen Tagen
Die Wolken, welche die Madonna tragen.
Am Abhang liegen blaue Wolkenschatten,
Der Bergesschatten füllt das weite Tal
Und dämpft zu grauem Grün den Glanz der Matten;
- 20 Der Gipfel glänzt im vollen letzten Strahl.
Wie nah sind meiner Sehnsucht die gerückt,
Die dort auf weiten Halden einsam wohnen
Und denen Güter, mit der Hand gepflückt,
Die gute Mattigkeit der Glieder lohnen.
- 25 Der wundervolle, wilde Morgenwind,
Der nackten Fußes läuft im Heidenduft,
Der weckt sie auf; die wilden Bienen sind
Um sie und Gottes helle, heiße Luft.
Es gab Natur sich ihnen zum Geschäfte,
- 30 In allen ihren Wünschen quillt Natur,

Fortsetzung nächste Seite!

Im Wechselspiel der frisch und müden Kräfte
Wird ihnen jedes warmen Glückes Spur.
Jetzt rückt der goldne Ball, und er versinkt
In fernster Meere grünlichem Kristall;
Das letzte Licht durch ferne Bäume blinkt,
Jetzt atmet roter Rauch, ein Glutenwall
Den Strand erfüllend, wo die Städte liegen,
Die mit Najadenarmen, flutentaucht,
In hohen Schiffen ihre Kinder wiegen,
Ein Volk, verwegen, listig und erlaucht.
Sie gleiten über ferne, wunderschwere,
Verschwiegne Flut, die nie ein Kiel geteilt,
Es regt die Brust der Zorn der wilden Meere,
Da wird sie jedem Wahn und Weh geheilt.
So seh ich Sinn und Segen fern gebreitet
Und starre voller Sehnsucht stets hinüber,
Doch wie mein Blick dem Nahen näher gleitet,
Wird alles öd, verletzender und trüber;
Es scheint mein ganzes so versäumtes Leben
Verlorne Lust und nie geweinte Tränen
Um diese Gassen, dieses Haus zu weben
Und ewig sinnlos Suchen, wirres Sehnen.
Am Fenster stehend
Jetzt zünden sie die Lichter an und haben
In engen Wänden eine dumpfe Welt
Mit allen Rausch- und Tränengaben
Und was noch sonst ein Herz gefangen hält.
Sie sind einander herzlich nah
Und härmen sich um einen, der entfernt;
Und wenn wohl einem Leid geschah,
So trösten sie . . . ich habe Trösten nie gelernt.
Sie können sich mit einfachen Worten,
Was nötig zum Weinen und Lachen, sagen,
Müssen nicht an sieben vernagelte Pforten
Mit blutigen Fingern schlagen.

Was weiß denn ich vom Menschenleben?
Bin freilich scheinbar drin gestanden,
Aber ich hab es höchstens verstanden,

Konnte mich nie darein verweben.
 Hab mich niemals daran verloren.
 Wo andre nehmen, andre geben,
 blieb ich beiseit, im Innern stummgeboren.

- 5 Ich hab von allen lieben Lippen
 Den wahren Trank des Lebens nie gesogen,
 Bin nie von wahren Schmerz durchschüttert,
 Die Straße einsam, schluchzend, nie gezogen.
 Wenn ich von guten Gaben der Natur
- 10 Je eine Regung, einen Hauch erfuhr,
 So nannte ihn mein überwacher Sinn
 Unfähig des Vergessens, grell beim Namen.
 Und wie dann tausende Vergleiche kamen,
 War das Vertrauen, war das Glück dahin.
- 15 Und auch das Leid! zerfasert und zerfressen
 Vom Denken, abgeblaßt und ausgelaugt!
 Wie wollte ich an meine Brust es pressen,
 Wie hätt' ich Wonne aus dem Schmerz gesaugt:
 Sein Flügel streifte mich, ich wurde matt,
- 20 Und Unbehagen kam an Schmerzes Statt . .
 Aufschreckend
 Es dunkelt schon. Ich fall in Grübelei.
 Ja, ja: Die Zeit hat Kinder mancherlei.
 Doch ich bin müd und soll wohl schlafen gehen.
- 25 Der Diener bringt eine Lampe, geht dann wieder.
 Jetzt läßt der Lampe Glanz mich wieder sehen
 Die Rumpelkammer voller totem Tand,
 Wodurch ich doch mich einzuschleichen wähnte,
 Wenn ich den graden Weg auch nimmer fand
- 30 In jenes Leben, das ich so ersehnte.
 Vor dem Kruzifix
 Zu deinen wunden, elfenbeinern' Füßen,
 Du Herr am Kreuz, sind etliche gelegen,
 Die Flammen niederbetend, jene süßen,
- 35 Ins eigne Herz, die wundervoll bewegen,
 Und wenn statt Gluten öde Kälte kam,
 Vergingen sie in Reue, Angst und Scham.
 Vor einem alten Bild

Gioconda, du, aus wundervollem Grund,
Herleuchtend mit dem Glanz durchseelter Glieder,
Dem rätselhaften, süßen, herben Mund,
Dem Prunk der träumeschweren Augenlider:
Gerad so viel verrietest du mir Leben,
Als fragend ich vermocht' dir einzuweben!

Sich abwendend, vor einer Truhe

Ihr Becher, ihr, an deren kühlem Rand
Wohl etlich Lippen selig hingen,
Ihr alten Lauten, ihr, bei deren Klingen
Sich manches Herz die tiefste Rührung fand,
Was gäb' ich, könnt' mich euer Bann erfassen,
Wie wollt' ich mich gefangen finden lassen!
Ihr hölzern, ehern Schilderwerk,
Verwirrend, formenquellend Bilderwerk,
Ihr Kröten, Engel, Greife, Faunen,
Phantast'sche Vögel, goldnes Fruchtgeschlinge,
Berauschende und ängstigende Dinge,
Ihr wart doch all einmal gefühlt,
Gezeugt von zuckenden, lebend'gen Launen,
Vom großen Meer emporgespült,
Und wie den Fisch das Netz, hat euch die Form gefangen!
Umsonst bin ich, umsonst euch nachgegangen,
Von eurem Reize allzu sehr gebunden:
Und wie ich eurer eigensinn'gen Seelen
Jedwede, wie die Masken, durchempfunden,
War mir verschleiert Leben, Herz und Welt,
Ihr hieltet mich, ein Flatterschwarm, umstellt,
Abweidend, unerbittliche Harpyen,
An frischen Quellen jedes frische Blühen . .
Ich hab mich so an Künstliches verloren,
Daß ich die Sonne sah aus toten Augen
Und nicht mehr hörte, als durch tote Ohren:
Stets schleppte ich den rätselhaften Fluch,
Nie ganz bewußt, nie völlig unbewußt,
Mit kleinem Leid und schaler Lust
Mein Leben zu erleben wie ein Buch,
Das man zur Hälf't' noch nicht und halb nicht mehr begreift,

Und hinter dem der Sinn erst nach Lebend'gem schweift –
 Und was mich quälte und was mich erfreute,
 Mir war, als ob es nie sich selbst bedeute,
 Nein, künft'gen Lebens vorgeliehnen Schein
 Und hohles Bild von einem vollern Sein.
 So hab ich mich in Leid und jeder Liebe
 Verwirrt mit Schatten nur herumgeschlagen,
 Verbraucht, doch nicht genossen alle Triebe,
 In dumpfem Traum, es würde endlich tagen.
 Ich wandte mich und sah das Leben an:
 Darinnen Schnellsein nicht zum Laufen nützt
 Und Tapfersein nicht hilft zum Streit; darin
 Unheil nicht traurig macht und Glück nicht froh;
 Auf Frag' ohn' Sinn folgt Antwort ohne Sinn;
 Verworren Traum entsteigt der dunklen Schwelle,
 Und Glück ist alles, Stunde, Wind und Welle!
 So schmerzlich klug und so enttäuschten Sinn
 In müdem Hochmut liegend, in Entsagen
 Tief eingesponnen leb ich ohne Klagen
 In diesen Stuben, dieser Stadt dahin.
 Die Leute haben sich entwöhnt zu fragen
 Und finden, daß ich recht gewöhnlich bin.

Der Diener kommt und stellt einen Teller Kirschen auf den Tisch, dann will er die Balkontüre schließen.

(Hugo von Hofmannsthal, Sämtliche Werke,
 hg. von Heinz Otto Burger u. a., 40 Bde., Bd. III:
 Dramen 1, Frankfurt am Main 1982, S. 63-67)

Thema Nr. 6

Beschreiben Sie (exemplarisch) Entwicklungen der deutschsprachigen Novellistik in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts vor dem Hintergrund der Gattungstradition! Verdeutlichen Sie Ihre Überlegungen anhand von mindestens zwei Textbeispielen Ihrer Wahl (z. B. Th. Mann, Musil, Benn, Döblin, Schnitzler, Kafka)!

Thema Nr. 7

Ingeborg Bachmanns (1926-1973) Romanfragment „Der Fall Franza“, auch als „Das Buch Franza“ überliefert, beginnt mit den folgenden Seiten. Analysieren Sie die Erzählweise und diskutieren Sie, inwiefern es sich um einen für die Literatur des 20. Jahrhunderts repräsentativen Text handelt!

Quelle: Ingeborg Bachmann, Werke. 4 Bde., hg. von Christine Koschel, Inge von Weidenbaum und Clemens Münster. München, Zürich 1978, Bd. 3, S. 344-347.

Fortsetzung nächste Seite!

Erstes Kapitel Heimkehr nach Galicien

Der Professor, das Fossil, hatte ihm die Schwester zugrunde gerichtet. Zu dieser Vermutung war er schon gekommen, ehe er den geringsten Beweis in der Hand hatte, und auf der Fahrt nach Wien, als der Zug über Bruck an der Mur hinausholperte, auf Müzzzuschlag zu und noch vor dem Semmeringtunnel, der ihm einmal als der längste der Welt erschienen war, meinte er, Franzas Mitteilung verstanden zu haben, wenn man das eine Mitteilung nennen konnte, und er der Champollion sein sollte, der erstmals Helle in eine Schrift brachte, mit der er sich lieber beschäftigen wollte. Vor dem Tunnel, eh er die Königskartuschen einerseits (»Kleines Wörterbuch der Ägyptologie«) und ein Telegramm der österreichischen Bundespost andererseits zu studieren aufhören mußte, hatte er die Gewißheit. Er steckte Franzas dreiseitenlanges Telegramm in die Rocktasche und bereitete sich auf die Durchfahrt vor, denn eins war ja geblieben, daß die Bundesbahnen für ihre Tagzüge noch immer mit dem Strom geizten, die blaue Lampe war zwar eingestellt, Licht aber keins in das Coupé zu bringen, in dem er dachte, typisch Franza, und ein Telegramm mußte es sein, einen Brief hatte sie nicht schreiben können, und mindestens ein paar Jahre lang war es auch ohne ihn gegangen, nein, schon zehn Jahre lang, genau genommen, seit sie das Fossil, durch welchen Ratschluß wohl? seit sie überhaupt nicht mehr war wie früher und fort aus seinem Leben, verschwunden nicht nur aus Baden bei Wien jetzt, in dem Sinn, in dem Verschwinden wirklich aufzufassen ist, sondern entwichen wie aus Galicien, so auch in Wien ihm entwichen und vor ihm zurückgewichen, seit sie . . . Wer war sie geworden, sie, die, er dachte wohl nur an je-

mand, der nicht mehr sie war und nicht mehr die. Und: typisch, sagte er sich, obwohl sie ihm gewiß nur wenige Telegramme geschickt hatte, vielleicht war das sogar erst das zweite oder dritte in zehn Jahren, aber typisch sollte es sein, so wollte er es in der Dunkelheit, in der ihm die Zigarette nicht mehr schmeckte, und [er] zerdrückte sie, typisch, im Aschenbecher, der klemmte.

Wenn ein Zug durch den Semmeringtunnel fährt, wenn die Rede davon ist, daß er nach Wien fährt, etwas genannt wird, eine Stadt, die so heißt, und ein Ort, der Galicien heißt, wenn von einem jungen Mann die Rede ist, der sich ausweisen können sollte als ein Martin Ranner, aber eben-
sogut Gasparin heißen könnte, und man wird sehen, wenn nicht überhaupt noch ganz anders – wenn also . . . Und da sich beweisen läßt, daß es Wien gibt, man es aber mit einem Wort nicht treffen kann, weil Wien hier auf dem Papier ist und die Stadt Wien immerzu woanders, nämlich $48^{\circ} 14' 54''$ nördlicher Breite und $16^{\circ} 21' 42''$ östlicher Länge, und Wien hier also nicht Wien sein kann, weil hier nur Worte sind, die anspielen und insistieren auf etwas, das es gibt, und auf anderes, das es nicht gibt, schon einmal diesen bestimmten Zug nicht, der durch den genannten Tunnel fährt, und nicht den jungen Mann, der in dem Zug durch den Tunnel fährt – was ist dann? Obwohl die Zugauskunft zugeben würde, daß hier (wo hier?) jeden Tag Züge durch den Tunnel fahren und auch nachts, aber diesen hier könnte sie ja nicht zugeben, den hier auf dem Papier: dann kann also kein Zug fahren und niemand darin sein, dann kann das Ganze nicht sein und auch nicht: er dachte, las, rauchte, schaute, sah, ging, steckte ein Telegramm weg, später: er sagt – dann kann doch niemand reden, wenn es alles zusammen nicht gibt. Nur das Wortgeröll rollt, nur das Papier läßt sich wenden mit einem Geräusch, sonst tut sich nichts, wendet sich nichts, wendet

sich keiner um und sagt etwas. Wer also wird etwas sagen und was sich zusammensetzen lassen aus Worten – alles, was es beinahe gibt, und vieles, was es nicht gibt. Das Papier aber will durch den Tunnel, und eh es einfährt (aber da ist es schon eingefahren!), eh es, da ist es noch unbedeckt mit Worten, und wenn es herauskommt, ist es bedeckt und beziffert und eingeteilt, die Worte formieren sich, und mitgebracht aus der Finsternis der Durchfahrt (bei nur blauer Lampe) rollen die Einbildungen und Nachbildungen, die Wahnbildungen und Wahrbildungen ans Licht, rollen heraus aus einem Kopf, kommen über einen Mund, der von ihnen spricht und behauptet und es verlässlich tut wegen des Tunnels im Kopf, aber auch dieser Tunnel ist ja nicht da, ein Bild nur, von Zeit zu Zeit unter einer bestimmten Schädeldecke, die aufzuklappen auch wenig Sinn hätte, denn da wäre noch einmal nichts, keiner der beiden Tunnel.

Was also soll das? Und ein Exkurs, während ein Zug durch den Semmering-Tunnel fährt, müßte enden damit, daß es sich bei dem Zug, aber allem anderen ebenso gut, um einen Irrtum handelt, und nun kann der Zug unserthalben fahren, indem von ihm geschrieben, gesprochen wird, er wird jetzt fahren, weil auf ihm bestanden wird. Denn die Tatsachen, die die Welt ausmachen – sie brauchen das Nichttatsächliche, um von ihm aus erkannt zu werden.

Auch der Semmering-Tunnel hat einmal ein Ende und hatte schon einmal eins gehabt. Damals war er achtzehn gewesen und sie dreiundzwanzig, sie schon bereit, aufzugeben, angeblich ohnmächtig geworden im Anatomiesaal, oder eine ähnlich romantische Geschichte hatte sie dem Fossil in die Arme getrieben, und der Semmering, fast noch ganz zugeschnitten bis auf die Gegend um die Gleise, hängte sich nichtssagend, zu bekannt in seine Augen, dafür hatte er die Fahrkarte verlegt, als der Schaffner durchkam, dem er das Telegramm hinstreckte, es mechanisch zurück-

steckte mit einer Entschuldigung, er kramte in allen Taschen und suchte zweimal in der Briefftasche zwischen Zetteln und Banknoten, alles wegen Franza, und fand die verdammte Fahrkarte endlich doch. Alles wegen dieses Telegramms, stop und stop und stop, meinte sie denn, er könne nicht lesen ohne Verkehrszeichen, und er riet und rätselte und bildete sich wieder eine andre Gewißheit ein, die wievielte schon? durch diese stops aufgehalten. Zuletzt stand ein Wort allein da. Franza. Also war sie wohl zur Vernunft gekommen, denn letztesmal hatte es bestimmt noch geheißt: Deine Franziska. Oder: Deine alte Franziska. Das hatte sie nun davon, er war so mißgelaunt, weil ihm jetzt erst einfiel, er hätte tun können, als habe er dieses Telegramm gar nicht erhalten, und später, von unterwegs dann eine Ansichtskarte, am besten aus Alexandria, das stellte er sich eindrucksvoll vor, Alexandria, warum mußte er das Telegramm denn überhaupt noch bekommen haben. Wenn je etwas nicht in seine Pläne, in seine genau eingeteilte Zeit gepaßt hatte, dann war es jedenfalls dieses Telegramm. Und er fuhr nach Wien, nachdem er so peinlich vorbereitet abgereist war aus Wien, Miete vorausbezahlt, Hände geschüttelt, Institutsachen geregelt, und da fuhr er nun wieder hin, während der Aufbruch schon stattgehabt hatte. Wiener Neustadt in seiner nagelneuen Häßlichkeit, endlich Baden, dann wieder Wien, Südbahnhof. Südbahn. Das war eben die Bahn, die immer die ihre sein würde, seine und Franzas Bahn, man kommt eben nur über eine ins Leben und über eine zurück, sie hatten immer nur die Südbahn wirklich gekannt, daneben waren alle anderen Bahnlinien der Welt zweitrangig und nie mehr zu erlernen gewesen.

Thema Nr. 8

Skizzieren Sie unter Rekurs auf Stücke unterschiedlicher Epochen die Gestaltung der Figur des Dieners bzw. des Knechts im Drama! Berücksichtigen Sie dabei auch gattungsspezifische Merkmale und Konventionen!